

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

Die ersten Christen wurden aus Heiden und Juden solche. Das Beispiel ihrer Vorfahren, besonders der Juden, die allezeit, wenn sie etwas Wichtiges von Gott erbitten wollten, zu Gebet und Fasten ihre Zuflucht nahmen, war ohne Zweifel ein starker Beweggrund zur Nachahmung dieses Gebrauchs. Der neue göttliche Gesetzgeber Jesus hob die meisten äußerlichen Zwangsgesetze des alten Bundes auf, und war mehr auf innere Vervollkommnung des Geistes bedacht. Er gestattete den Bekennern seiner Lehre ungleich mehr Freiheit, aber keine Zügellosigkeit. Den Geist der Buße aber, wovon das Fasten ein Mittel seyn kann, würdigte er keineswegs ab. Diesen Geist der Buße predigte schon sein Vorläufer Johannes der Täufer, gleichsam als ein Vorbereitungsmittel, ohne welches man die Lehren des bald zu erscheinenden Messias nicht verstehen, noch weniger aber befolgen konnte. Diesen Geist der Buße heiligte Er selbst durch das Beispiel seines vierzigstägigen Aufenthalts in der Wüste, wo Er sich durch Gebet und Fasten, in abgeschiedener Einsamkeit, zu seinem Lehramte — zum großen Werke der Erlösung — vorbereitete. Und eben dieser Geist belebte auch die ersten Christen, die würdigsten Früchte der Buße und der Enthaltensamkeit zu wirken.

Zu dieser Zeit waren in der alten Kirche alle Lustbarkeiten, Gastgebete und Hochzeiten untersagt. Es wurden die Neulinge unterrichtet, und zur Taufe vorbereitet, die Büßer zur Erkenntniß und Ablegung der Sünden erweckt, und alle Christen durch das Andenken an das Leiden des Herrn, und durch die Hoffnung des feierlichen Genusses des heil. Abendmahls auf Ostern in guten Gesinnungen gestärkt. In der vierzigstägigen Fasten durfte Niemand essen, ehe die dritte Nachmittagsstunde vollendet war und die Abendzeit anfang; denn wer eher aß, fastete nicht.

Auch den heutigen Christen empfiehlt die Kirche um diese Zeit öftere Anhörung des göttlichen Wortes, eifrigeres Gebet, mehrere und wichtigere gute Werke, besonders der Menschlichkeit, Liebe und Großmuth. Sie befehlt am Schlusse dieser Zeit die Empfangung der Sakramente; der Buße und des Abendmahls, um durch das eine gleichsam Abrechnung mit seinem Gewissen zu halten, und durch das andere sich für die Zukunft vor dem Rückfalle zum Bösen zu stärken. — Wie wir das Fastengebot durch einen unzeitigen Dissen nicht brechen wollen, so sollen wir überhaupt unsere Sinnlichkeit beherrschen, die alten verkehrten Wege verlassen, und mit redlichem Eifer wieder zum Guten zurückkehren. — Die Fortsetzung wird dem künftigen Jahre vorbehalten.

Wanderungen am Bodensee und der Umgegend.

(Fortsetzung.)

Das Rheinthal.

Auf der einen Seite von den östlichen Gebirgen der Schweiz, auf der andern von den Vorarlberger Felsen umschlossen, öffnet sich das wagerechte Rheinthal gegen den Bodensee in einer Breite von

zwei Stunden. Der Rhein macht die Gränze zwischen Deutschland und der Schweiz, und theilt das große Thal in das deutsche und schweizerische Rheinthal. Da der Strom den helvetischen Bergen sehr nahe fließt, so liegt die größte Ebene

anf deutscher Seite. Das schweizerische Rheinthal im engern Sinne zieht sich acht Stunden lang, und in der Breite von Einer bis drei Stunden an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umzieht als ein blühender Kranz den ganzen östlichen Theil des Kantons Appenzell. An dieses eigends so genannte Rheinthal schließt sich sodann noch stromaufwärts das Gebiet der ehemaligen Vogtei Hohenfar, an diese das der alten Vogtei Werdenberg; dann folgt das Amt Gambs, die ehemalige Herrschaft Warten und die Vogtei Sargans, zusammen etwa 7—8 Stunden. Sargans gegenüber bildet der St. Luziensteig, mit welchem das Bündnerland und die innere Gebirgswelt der Schweiz sich hebt, das natürliche Ziel unserer Reise. Dieses ganze Schweizerufer gehört jetzt, seit der Ländereinteilung, welche die Revolution herbeigeführt hat, zum Kanton Sanct Gallen. Das rechte Ufer in derselben Länge von 16 Stunden theilt sich in das östreichisch-vorarlbergische und fürstlich liechtensteinsche Gebiet. Jenes ist aus der Gemeinde Hardt, dem alten Reichshof Lustuan, der Herrschaft Tussach, dem Kirchspiel Dornbüren, der ehemaligen Grafschaft Ems und der Herrschaft Feldkirch zusammengesetzt, und misst eine Länge von etwa 10 Stunden. Die liechtensteinsche Besizung besteht in der souveränen Grafschaft Vaduz, die sich von der Gränze bei Feldkirch bis an St. Luziensteig in einer Strecke von etwa fünf Stunden hinzieht. Wir betrachten jedes Ufer insbesondere.

Das Schweizerufer des Rheins.

Von Morschach gegen Morgen zu, betritt man nach einer halbständigen Wanderung bei dem Dorfe Staad das prächtige Thal, welches der Rhein vor seinem

Einfluss in den Bodensee durchströmt. Der Rheinstrom läuft ohne Krümmungen in ziemlich gerader Linie durch das Thal, verläßt dessen Mitte, nähert sich sehr den Schweizergebirgen, und ergießt sich in den See, eine starke Stunde westlich von des letztern östlichem Ende. Auch die Ufer des Flusses sind hart und vertieft, und es hieße Erwartungen regemachen, die nicht befriedigt werden könnten, wenn die Sehnsucht des Wanderers auf den Strom hingelenkt würde, der nach seinem herrlichen Durchbruch durch die Kluff der Via mala hier, obwohl noch immer schnell, doch etwas ermüdet, das Thal zu durchstiechen scheint, und sich erst aus dem weiten Becken des Sees nach behaglich gepflogener Ruhe wieder stolz und kräftig dem Felsen zustürzt, wo er seine jugendliche Kraft und den alten Uebermuth des Gebirgsohns in jenem kühnen Fall erprobt, der bisher die Wanderer noch mehr angezogen hat, als seine majestätische Ruhe in dem tiefen Bette des Sees. Wenn aber auch der Strom selbst nicht so bedeutend ist, als sein Name erwarten läßt, so ist doch das Thal überaus reizend und wohl eines Abstechers vom Bodensee aus werth. Die Wanderung von Staad durch Rheineck, St. Margarethen, die Au, Balgach, Warbach, Muffatten bis Hardt ist einer der angenehmen Spaziergänge, welche je gemacht werden können. Das sieben Stunden lange Berggälände, welches sich rechts in seiner reichen mannigfaltigen Kultur dem Auge entwickelt, gleicht einem lieblichen Garten. Wiesen, Felder, Weinberge und Obstbäume ohne Zahl überziehen die wogige Oberfläche, welche aus kleinen Thälern über Hügelformen schweift, und sich in waldigten Berghöhen verliert; Dörfer, Häusergruppen, Schlösser, Landsitze überall zerstreut und halb verhorgen unter breit-

äftigen Fruchtbäumen winken verführerisch in die Ebene herab, und malen der Seele den schönsten Lebensgenuss ihrer Bewohner in den lachendsten Bildern. Ueber Alles anmuthig ist besonders der ganze Strich von Staad bis hinter Margarethethen; rechts erheben sich die grünen und fruchtbaren Berge, auf deren Anhöhen die freien Appenzeller wohnen; links dehnt sich der prachtvolle und weite Bodensee aus, auf dessen köstlichem Kryskall die Inselstadt Lindau und die bevölkerten deutschen und helvetischen Gebirgsufer mit allen ihren Färbungen und Tinten glänzend sich spiegeln. Wer vermag die reizende Lage des Dorfes Thal, des lieblichen Städtchens Rheinegg und den entzückenden Standpunkt am feineren Tisch auf dem Buchberg zu schildern!

Längs dem Rheine, welcher alljährlich seine Ufer überschwemmt, liegen Weidgänge und nur wenige Dörferlein, aber nach dem Berggelände zu wohnt die ganze Volksmenge des Rheinthal's. Hier begünstigt die offene Lage gegen Morgen und Mittag, der freie Zutritt des Südwindes und die Abhaltung des rauhen Nord's den Wein- und Obstwachst und die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Besonders reizend ist die Lage des Dorfes Au, dessen Häuser vereinzelt sich eine ganze Stunde hinziehen und sich gleichsam durch einen Wald der stämmigsten Obstbäume durchschlagen müssen. Welche Veränderung ist seit einem Jahrtausend durch die fleißige Cultur des Landmanns in diesen einst so rauhen Gegenden bewirkt worden! Die schwache Weinrebe hat den feuchten und dunkeln Wald, der alle Bergseiten schwärzte, vertrieben; ihre traubenreichen Ranken überziehen zwischen herrlichen Obstbäumen das ganze Gelände bis gegen Saard und fochen alljährlich den beliebten Saft in solchen

Ueberflusse, daß die Keller der meisten Einwohner der östlichen Schweiz damit angefüllt sind.

Dicht unter dem Stoß, einer Bergzunge, dessen Namen die große Appenzellerschlacht gegen die Oestreicher verewigt hat, liegt in einem schönen Obstwalde das enggebaute, durch hohe, steinerne Häuser etwas verdüserte Städtchen Altskäden. Der Stoß ist unten mit Wiesen und Obst bekleidet, die obere Region trägt Laub- und Nadelholz in schöner Mischung. Die Aussicht, welche man von dieser Höhe aus auf das obere Rheinthal genießt, ist außerordentlich reizend. Alle Bergseiten, welche von dem Kanton Appenzell in das breite Thal, dessen Mitte der stille Rhein durchzieht, herabsteigen, prangen mit einer Fülle von Obst, Wein, Gärten und Feldern. Große Dörfer, eine Menge kleiner Häusergruppen und Schlösser beleben dieses fruchtbare Thalgelände, das mit den steilen, nackten und rauheren Felsenwänden, welche jenseits des Rheins hinter Hohenems und den andern östreichischen Besitztungen emporsteigen, einen malerischen Abstand bilden.

Bei dem Dörfchen Saard hört das fruchtbare Bergland des Rheinthal's auf, und wechselt mit buschigten Felsenhügeln, welche ins Thal bis an den Rhein hineintreten. Der Weg führt von Saard durch die Dörfer Kobelwies, Kobelwald und Oberried eine gute Stunde lang in dieser wilden Gegend fort, welche durch herrliche Laubholzwälder äußerst malerische Ansichten gewährt. Kobelwies liegt am Fuße des Appenzeller Berges Kamor, dessen höchster Gipfel, der hohe Kasten, in vier Stunden auf jähem Bergwege erklimmen werden kann. Oberhalb dem Dorfe öffnen sich große Berghöhlen, unter denen die Kryskalhöhlen allgemein bekannt sind.

Mit dem engen Passe Hirzensprung, einem Felsgrunde, dessen Rippen den Weg vom Rheine trennen, wo in lieblichen Wiesen das Dörstein gleichen Namens liegt, und in der Nähe vom Walde her ein hübscher Wasserfall rauscht, hören die zerbrochenen Felsbügel auf, und hier tritt man wieder in das breite, offene Thal. Dieser ganze District von Saard über Oberried bis hinter dem Dorfe Neui ist der größte, aber der unfruchtbarste des ganzen Rheinthals, das sich hier gleichsam in eine große Bucht aufreißt; Buchwäldungen bedecken die Bergseiten und große Wälder die Thalfläche am Rhein. Doch währt diese ödere Strecke nicht lange. Bei dem Dörichen Lienz verläßt man die ehemalige Vogtei Rheinthal, und tritt in den Bezirk von Hohensaar. Der Weg führt dicht an den südlichen, steilen Wänden der hohen Zinnen Appenzells nach Sennwald. Dieses große und lange Dorf, auf den Fuß des Oberkamors gebaut, genießt durch seine etwas erhöhte Lage eine treffliche Aussicht südwärts nach Werdenberg herab über das herrliche Wald- und wiesenreiche Thal, welches in einer weiten, runden Form auf allen Seiten von nackten, zerbrochenen, blaugrauen Gebirgen ummauert ist. Gegenüber, auf der rechten Thalseite, strömt die Ill zwischen Felsen hervor und stülhet die zahlreichen Wasser des vorarlberaischen Landes dem Rheine zu. Die Stadt Feldkirch liegt gerade an dieser Gebirgsoffnung, am Eingange in eine Menge Thäler, und beschützt diesen für Oestreich wichtigen Paß, durch welchen eine große Landstraße über den Arleberg ins Tyrol führt. Eine nicht weniger herrliche Aussicht bietet auch das auf den Felsenfuß des Oberkamors gebaute und zwischen Wald und Felsblöcke male-ricisch versteckte Schloß Forstegg dar, an

welches sich noch dazu große, geschichtliche Erinnerungen knüpfen, als an den Hauptstamm des edlen Geschlechtes der Hohensaar. Auf dem noch stehenden Thurmssockel übersieht man das ganze Thal: in einer Entfernung von zwei Stunden nach Südwest glänzt hoch am Felsen das Schloß Werdenberg. Oberhalb denselben, südwärts nach Graubünden, ziehen sich die hohen Gebirge der Schweiz und der deutschen Seite immer näher zusammen, bis sie sich zu vermischen scheinen, und rechts, westnordwärts, nach Toggenburg, treten sie so weit zurück, daß die am Fuße der Berge fortlaufende Thallinie von Werdenberg bis Forstegg eine ovale Kesselform darstellt. Vom Schlosse Forstegg springt der Oberkamor stark hervor, und sein unterster Theil zieht sich bei Sennwald bis an den Rhein; auf der deutschen Seite des Thals erheben sich bei Feldkirch einige Kalkbügel, welche ebenfalls bis dicht ans rechte Ufer des Rheins fortlaufen. Bei einer genauen Uebersicht der ganzen Gegend wird es sehr wahrscheinlich, daß dieses weite, ebene Thal, ein See war, so lange noch zwischen Forstegg, Sennwald und Feldkirch die beiden Gebirgsketten durch Zwischenfelsen, von denen die letzten Reste als Hügel quer über die Fläche ziehen, in diesem Zusammenhange standen. Alle Gebirge, welche dieses Thal umgeben, bestehen aus grauem Kalkstein; auf der schweizerischen Seite von Forstegg bis Gambs sind sie auf ihren Zinnen in viele Hörner zerrissen, und zeigen, wie alle nach Süden gelehrten Felsen, sehr steile Wände.

Die nächsten Umgebungen von Forstegg überraschen durch ihre Wildheit. Selbst die Ebene ist sehr felsigt und der Wald mit himmelhohen Bäumen breitet sich in finsterner Verworrenheit über die

selbe hin. Rechts an den Felsenabhän-
gen blicken aus starrenden Wäldern die
Ruinen der alten Schlösser Frischen-
berg und Hohenfay hervor, Zeugen
des Appenzeller Freiheitskrieges.

Hinter Salez lehrt die Gegend zu
ihrer freundlichen Gestalt zurück: das
ganze, zwei Stunden lange Thal, durch
welches die Landstraße fuhr, zeigt in
seiner schönen Breite Gemeindewäiden und
Wieswachs. Fünf Ströme, welche von
den Gebirgen herabkommen, und Abzugs-
gräben, durchschneiden den weichen Boden.
Das Schloß Werdenberg, welches über
dem Städtchen ins Weite schaut, liegt
stets im Auge, weil der Weg gerade dar-
auf zuführt. Das Gebirge hinter dem-
selben ist waldig, wild und rauh. Desto
reizender breiten sich rechts der Grabser-
und Gamsfer-Berg aus. Herrlich ist
der Anblick ihrer breiten und hohen Ge-
lände, welche ganz bebaut und mit Obst-
bäumen und einzelnen Wohnungen besetzt
sind. Sie verdanken ihre Fruchtbarkeit
der Beschaffenheit ihrer Oberfläche und
ihrer Lage gegen Morgen und Mittag.
Diese beiden fruchtbaren Bergabhänge sind
die einzigen heitern, sanften Züge in der
rauben Felsenphysiognomie dieses Thals,
und mit desto größerem Wohlgefallen ruht
das Auge auf ihrem lachenden Grün.

Das große Dorf Gams liegt dicht
am Fuße seines bevölkerten Berges, dessen
breite Höhe ein großer Tannenwald
schwärzt; eine Viertelstunde von Werden-
berg rechts liegt, in der Mitte herrlicher
Wiesen, das Dorf Grabs, versteckt zwi-
schen reichblättrigen Obstbäumen. Das
Städtchen Werdenberg selbst, kleiner als
diese Dörfer, wird durch das schöne alte
Schloß, das, noch in bewohnbarem
Stande, von einer kleinen Anhöhe ins
Thal herniederblickt, sehr gehoben. Die
Aussicht auf die eben beschriebenen Um-

gebungen, von der alterthümlichen Stube
aus genossen, ist belohnend.

Von diesem Städtchen aus führt die
Landstraße bei einem Teiche vorbei zwi-
schen Gärten und Obstbäumen nach Buchs,
und von hier im ebenen Thale weiter
durch Sewelen in die Herrschaft
Wartau. Die Gebirge rücken dem Rhein
immer näher, und das Thal wird schmä-
ler; hinter Sewelen geht es zwischen
lebendigen Matten aufwärts, und bald
findet man sich in einer lieblichen, male-
rischen Berggegend. Rechts auf einem
hohen Rücken liegen die Ruinen des
alten Schlosses Wartau, links ein be-
schränkter Thalgrund, mit schönen Obst-
bäumen besetzt, unter denen hin und her
einige ländliche Wohnungen zur Einkehr
und stillen Ruhe einladen. In dem tran-
slichen Thalrunde Wartaus liegt noch
das Dörfchen Trübbach und höher am
Schollberg das durch die Schweizerkriege
bekannte Aymoos. Das Thal ist hier
sehr schmal, und die Gebirgsketten auf
beiden Seiten des Rheins drängen sich
bis an seine Ufer. Links, zwischen Fels-
massen verborgen, liegt der enge Paß
Luziensteig, welcher von der deutschen
Seite den Eingang in Rhätiens Thäler
beschützt; rechts fällt senkrecht in den
Fluß die hohe Wand, an welcher sich
der mit Mühe gesprengte Weg fortwindet.
Hier hebt auf einmal ein erhabner Styl
der Gebirgsnatur an: große Züge, star-
ker Ton in der Färbung, Kraft und
Kühnheit in Massen und Formen über-
raschen den Wanderer, der aus dem
Rheinthale herkommt. Auf Graubünd-
tens Gränze zieht sich ein furchtbarer
Felsenweig, das Rhätikongebirge, ab-
stufend bis ans rechte Rheinufer, und auf
der Gränze von Sargans, gerade gegen-
über, steigt der Schollberg bis zur
hohen Wand herab, und seinen Fuß be-

fließt der Rhein. Ohne weitere Untersuchung springt es in die Augen, daß diese Felsen einst in ununterbrochener Verbindung standen, und das Sarganser Gebiet nebst ganz Rhätien von dieser Seite schloßen.

So wie man die Ecke an der hohen Wand herumwendet, öffnet sich das weite Sarganserthal von hohen, bewaldeten Gebirgen umgeben, über welche südlich der graue Galtanda sein stolzes Haupt emporhebt. Das alte Schloß Sargans westlich an der Ecke des zerfägten Schollbergs, der durch seine Gestalt lebhaft an den Pilatusberg erinnert, gelegen, beherrscht von seinem Marmorhügel ein sechs Stunden langes Thal; rechts schaut es nach dem Wallenstadter See, links nach Birtan, und gerade vor sich nach Graubündten, dessen außerordentliche Gebirgsmassen den erhabensten Anblick gewähren. Von hier führt ein einsames, ddes Thal auf einer zwei Stunden langen unbewohnten Fläche (denn nur wenige Dorfschaften liegen rechts am Fuße der Gebirge fern und versteckt) nach dem Dorfe Kagaz; der Boden trägt die traurigen Spuren oft wiederholter Uberschwemmungen des Rheinstroms. Der Anblick des Rhätikons jenseits des Rheins im Osten, zerstreut jede Längeweile, welche sonst der Weg durch diese Thalsohle erregen könnte. Man kann das kühne, furchtbare Gebirge, dessen zerrißnen, schwarzen Körper und die nächsten ungeheuren Wände nicht genug anstaunen; den Fuß dieser schauerlichen Felsenatur überziehen Büsche und Wälder bis in die Ebene herab, welche das fruchtbare Rheinufer bildet, wo die Gefilde und Dorfschaften Graubündtens zwischen Obstbäumen und Weinbergen durchschimmern. Die Gegend von Kagaz selbst ist durch fleißigen Anbau heiter geworden.

Am Anfange des Dorfes stehen auf einem grünen Hügel die zerrissnen Mauerstücke des alten Schlosses Freudenberg. Die wilde Tamina strömt mitten durch das Dorf, und setzt die Einwohner nicht selten in Gefahr. Ihrem Brausen nachgehend befindet man sich in wenigen Minuten an dem schwarzen Felsenrunde, aus welchem die Tamina in die Ebene herausstürzt. Obgleich ihr Fall nicht gar hoch ist, so bildet doch das Ganze eine äußerst malerische Naturscene, in welcher, besonders beim Abendlichte, wilde Energie und finstere Trost ausgedrückt sind. In diesem Schlunde, zwei Stunden aufwärts nach Süden, liegt das berühmte Bad Pfeffers. — Wir kehren nun an den Ausfluß in den See zurück und versuchen es, auch die landschaftlichen Umrisse des deutschen Rheinufers bis zum St. Luziensteig zu entwerfen.

Das rechte Ufer des Rheins.

Auf dieser Seite betritt der Wandrer das Thal, wenn er von der köstlichen Anhöhe des Gebhardsberges herabgestiegen kommt. Da er von oben herab tief in seine gebirgigern Theile einen Blick gethan, so will ihm die breite und ebne Fläche, die es im Anfange bildet, nicht recht behagen; doch kommen bald Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit fesseln und seine Phantasie in Anspruch nehmen: zur Rechten steht vereinzelt auf einem grünen mit Reben und Gras bekleideten Hügel, nicht unmalerisch, das alte Schloß Nieden. Zur linken strömt aus einem kühlen, tiefen Thale, das von felsigten Vorarlberger Gebirgen gebildet wird, die Bregenzerach, um vereinigt mit dem Rheine sich in den See zu gießen; aus ihrem Grunde blickt von einem kleinen Hügel das alte Schloß Wolfurth mit seinem Dorfe zu den Füßen, herüber.

Auch das einstige Frauenkloster Kenelbach lagert sich friedlich ans Gebirge. Eine große hölzerne Brücke führt über das Flüsschen, das in breitem, tiefem Bette seine Gebirgsgewässer dem Strome zuwälzt. Aus der Tiefe dieses Seitenthales blickt schon das Hochgebirge des Vorarlberges, der Bue und der Sulzberg herab. Wenn man durch das stattliche Dorf Lantrach gewandert, treten, auf dem langen Wege nach Dornbüren, die waldigen Vorarlberger Vorberge näher und immer näher, an ihren Fuß schmiegen sich liebliche Dörfer: Nickenbach, Schwarzach und Haselstauden. Hinter dem Stundenlangen, schönen und gewerbsamen Dorfe Dornbüren treten links die Berge sehr nahe an die Straße, und der Ausfluß der Dornbürner-Nach eröffnet den Einblick in ein romantisches Waldthal, welches von hohen, mit Tannen dicht bewachsenen Bergen gebildet wird, und in dessen grünem, kühlen Grunde einige heitere Fabrikgebäude malerisch ausgebreitet liegen. Im Hintergrunde schaut ein Alpengipfel, der Fürst genannt, über die Tannenberge hervor, und beherrscht das eng geschlossene Thal. Die lange, hölzerne, bedeckte Brücke, die über das genannte Flüsschen führt, gibt in ihren Fensteröffnungen vollkommen passende Rahmen zu diesem schönen Bilde. Von der rechten Seite dieser trefflich gelegenen Brücke übersieht man den Rhein und die Schweizerseite, vom Stoßwald und vom Schlosse Verneck begränzt. Links rücken die hohen Tannenberge immer näher; sie erscheinen wild und finster; aber auf ihren Höhen breiten sich, dem Auge hier nicht sichtbar, wohlthätige Ebenen mit fruchtbaren Feldern aus. Diese Kette beschließt ein gewaltiger, mit Buchen bewachsener Fels, dessen Eck in scharfem Winkel bis zur Ebene herabfährt; seine Spitze trägt

die Ruinen von Althohenems; näher herwärts auf einer mäßigeren Kante des Gebirges steht mit italienisch-plattem Dache die noch in bewohbarem Stand erhaltene Burg Neu-Ems oder Hinter-Ems. Am Fuße jenes erstgenannten Felsen empfängt den Wanderer der schöne Flecken Hohen-Ems. Auf einen der Palläste, welche von den letzten Sprossen des noch nicht allzu lange in seinem Mannesstamme ausgestorbenen hochberühmten Geschlechtes erbaut worden sind, scheint der waldige Fels, der die Ruinen der Burg trägt, in unaufhaltsamem Sturze herabfallen zu wollen. Zu der Ruine Hohen-Ems führt ein bequemer Weg durch dichten Schatten den Wald hinauf, an einem Waldbach und gezackten Felsbergen vorbei. Schon im Hinaufwege, auf welchem man das weite Rheinthal ganz aus den Augen verliert, und ein Seitenthal hinanklimmt, wie die Wendeltreppe eines großen Thurmes, der aus Hauptgebäude angebaut ist, — kommt man auf mehrere, herrliche Meerblicke gewährende, Stationen: zuerst, wo man aus dem Walde tritt, und wo zwischen den mächtigen Bergen die schöne Reuti und das malerische Schloßchen Neu-Ems erscheint; dann gelangt man an eine hochgelegene, einsame Bauernhütte, wo man durch ein zerfallenes Gewölbe über den Grath geht, der das Gebirge mit dem vorspringenden Felsen verbindet: hier überrascht der Anblick des zerrissenen, aus vielen kühn gruppirten Mauerstücken, Thürmen und Wällen bestehenden Schloßes Hohen-Ems zum erstenmal aus der Nähe. Ein Ruinenthor führt auf dem schmalen Bergsattel zum Andern; hier spaltet sich die Aussicht in zwei contrastirende Theile, links ein gähnender Abgrund mit Felsen, Wald und tiefen Wiesen; rechts eben so tief, aber breit und

offen, das lachende Rheinthäl; in blauer Ferne der schimmernde Bodensee. Dann folgt der unmittelbare Anblick der Ruinen, und endlich betritt man das Plateau des Felsen, wo die wilde und die lachende Natur sich uns in Einem Ueberblicke darbietet: die beiden Schlösser, das uralte zerrißene und das jüngere, doch auch

altersgraue, bilden einen schönen Gegen- satz; links die herrlichen Gründe, rechts abwärts das ganze, breite Rheinthäl bis zum See. Ein etwa 3 tieferer Punkt am Walde gewährt die Vogelperspective auf die regelmäßigen Straßen des in der Tiefe an den Felsen wie bittend sich schmie- genden Flecken Hohen-Emß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Polnische Krieg.

Zu Warschau haben die Polen am 29. November 1830 die alte Ordnung plötzlich umgekehrt und den Großfürsten Konstantin sammt der Russischen Besatzung aus der Stadt getrieben. Es ist so ein Stücklein gespielt worden, wie das im Jahr 1794 war, gewaltsam, blutig und blitzgeschwind. Kein Mensch wußte was man vor hatte, außer der in der Verschwörung eingeweiht war. Zuerst brach es in der Kriegsschule los. Da waren lauter junge Polen von Adel, der in dem dortigen Land allein zählt, denn der Bauer zählt nicht, außer wenn ihm sein Gutsherr aus Gnaden ein Stücklein Boden gibt, und ihm erlaubt, die Woche ein Paar Tage für sich zu arbeiten. Die übrigen Tage gehören dem Herrn. Der Kaiser Alexander hat zwar, da er das Königreich Polen stiftete und ihm eine Konstitution gab, recht gute Gesinnungen für das Land geäußert, und besonders den Bürger- und Bauerstand zu begünstigen gesucht. Auch hat er gar viel für den Handel, für Straßen und Brücken, und für bessere Erziehung des gemeinen Volkes gethan. Die Juden, die in Polen auf dem Land alles in allem sind, hat man ein wenig zu beschneiden, und ihren Wucher zu steuern gesucht. Allein es wollte nicht recht gehen, und schon gleich nach einigen Jahren zeigten sich allerlei verdächtige Zeichen, daß es den Polen, das heißt den hohen Ständen, um etwas ganz anderes zu thun sey, als um einen russischen König, sie wären lieber wieder ganz unabhängig geworden, und hätten auch gern das sogenannte russische Polen, nämlich Litthauen, Kurland, Poldonien und Podolien wieder zu ihnen gebracht. Aber die Sache wurde entdeckt, und

fiel für die Theilnehmer an dem Anschläge bitterböös aus. Sibirien, oder der russische Kriegsdienst, waren der Lohn für das abentheuerliche Unternehmen, das sogar, wie man sagt, auch zu Petersburg Theilnehmer hatte. Dieses geschah im Jahr 1822. Die Leiter des ganzen Unternehmens waren zum Theil Professoren zu Wilna, theils Offiziere und Edelleute. Aber die Hauptdirektion ging von Paris aus, wo ein eigenes Polenkomitee war, und darauf hin arbeitete, Polen wieder seine alte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu geben.

Der Kaiser Alexander war schon im Jahre 1820 mit den Polnischen Reichständern nicht mehr zufrieden. Sie wollten die Zensur, den Kriminal-Kodex, und die Gerichtsverfassung nicht annehmen, und forderten die französisch gefornten Geschworenengerichte, mit Oeffentlichkeit, und Mündlichkeit. Der Kaiser war aber durch mancherlei bedenkliche Anzeichen aus Frankreich, Deutschland und Italien, surschäm und misstrauisch geworden, und hob die Oeffentlichkeit der Landtagssitzungen auf. Er hielt darauf am 13. Mai 1825 einen Landtag zu Warschau, und starb dann das folgende Jahr schnell und unvermuthet (25. Juli 1826). Ihm folgte sein Bruder Nikolaus als Selbstbeherrscher aller Reußen, und als konstitutioneller König von Polen. Kaum hatte er die Regierung angetreten, so brach zu Petersburg ein Aufruhr aus, der des Kaisers und Königs Leben in große Gefahr brachte, und auch in Polen viele Theilnehmer hatte. Da gab es wieder strenge Untersuchungen und Verurtheilungen. Doch kamen diesmal die Polen gut weg; desto schlimmer ging

es aber den Russen und russischen Polen. Dem unerachtet zeigte Kaiser Nikolaus sehr gute Gesinnungen gegen Polen, und ließ sich im Jahr 1829 als König der Polen krönen. Im folgenden Jahre eröffnete er den Landtag persönlich. Allein es zeigte sich hier bereits eine starke Opposition gegen die Minister, und der Kaiser hob den Landtag auf, bevor er seine Geschäfte beendigt hatte. Sofort geschah eines nach dem anderen, was den Polen mißfiel. Man verkaufte die Nationaldomänen, ohne Einwilligung der Stände, man eröffnete ein Anlehen um die polnische Armee mobil zu machen, und ließ diese an die Gränze marschieren; man stellte viele Russen im Königreiche an, und wollte noch zuletzt gar die polnische Sprache aus den Gerichten ausschließen. Und weil gerade in dem Jahre 1830 Rußland seine ganze Sorge und Aufmerksamkeit auf den Türkenkrieg verwendete, dessen Anfang keineswegs glänzend war, so wurde dem Großfürsten Konstantin die Sorge für die Ruhe Polens überlassen. Das war eine schwere Aufgabe bei dem allgemein verbreiteten Mißvergnügen und Unwillen über die Nichtbefolgung der Konstitution, und die Verletzung derselben. Da der Großfürst Konstantin das wußte, so glaubte er durch abschreckende Strenge dem schleichenden Nebel Einhalt thun zu können. Es wurden viele Verdächtige, oder als solche bezeichnete Polen eingekerkert; überall waren Spione bestellt, die selbst in das Heiligthum der Wohnungen sich eindrängten; die Militärdisziplin wurde mit barbarischer Strenge gehandhabt, und in der Hauptstadt war eine dumpfe stillverhaltene Gährung allgemein. Nun traten die Pariser Ereignisse im Juli 1830 und darauf im September die Vorfälle zu Brüssel ein. Die Verschwörung in Polen wurde nun mit Thätigkeit organisiert, konnte aber, trotz aller Heimlichkeit, doch nicht so ganz verborgen bleiben, daß nicht die argwöhnische russische Polizei die Spuren davon entdeckt hätte. Als nun einige Personen von Rang arretirt wurden, und die Verschwornen befürchten mußten, daß der ganze Plan entdeckt werde, so ließen sie den Sturm losbrechen. Am 29. November 1830 empörten sich 20 junge Leute in der Militär-Kriegsschule; theils Unteroffiziere, theils Offiziere, bewaffneten sich, und drangen in Verbindung mit den ihnen zugefallenen polnischen Truppen in den Pal-

last des Großfürsten Konstantin, der aber, zeitig gewarnt, die Stadt bereits verlassen, und sich nach Lazienki-Kasern zurückgezogen hatte. Im Pallaste wurden der Adjutant des Großfürsten Legendre, und der Kriegsminister Hauke ermordet. Nun entstand alsbald ein allgemeines Gesecht zwischen den Schülern der Militärschule, zu welchen sich mehrere Kompagnien polnischer Infanterie geschlagen hatten, und zwei Regimentern der russischen Garde zu Pferd. Das Gesecht war blutig, und wurde bald allgemein, da sich allgemach die ganze Bevölkerung von Warschau dem Aufruhr anschloß, und alle polnischen Regimenter abfielen. Das Zeughaus, worin für 60 000 Mann Waffen waren, wurde erbrochen und das Volk bewaffnet, das nun große Exzesse mit Plündern und Morden beging, und die in zwei Klöstern verwahrten Staatsgefangenen befreiten. In diesem bis tief in die Nacht hinein dauernden Gemehel fielen der Adjutant Legendre, der Kriegsminister Hauke, der Vizepräsident Lubowizki, und die Generale Blumen, Stanislaus Potocki, Nowicki und Trebicki.

Schon am 30. November wurde ein eigener provisorischer Administrationsrath niedergesetzt, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, der aber gleich am 1. Dezember auf Verlangen der zu Warschau anwesenden Mitglieder der Deputirtenkammer wieder verändert, und mit mehreren Mitgliedern besetzt wurde, welche an die Stelle der früher ernannten traten. Dem General Chlopicki wurde der Kriegsbefehl mit unumschränkter Gewalt übertragen, und in ganz Polen ertönte der Ruf zur Erhebung gegen die Russen. Das Landvolk griff allenthalben zu den Waffen und strömte Warschau zu, wo man die allgemeine Bewaffnung anordnete.

Zu gleicher Zeit wurde eine Deputation, bestehend aus dem Fürsten Czartoricki, dem Fürsten Lubekki, und den Deputirten Lelewel und Ostrowski an den Cäsarewitsch, Großfürsten Konstantin, abgeordnet, welche demselben die wirklichen Wünsche der Nation vorlegen mußten. Es wurde verlangt: daß die Konstitution vollständig in Vollzug gebracht, und das von Sr. Majestät dem Kaiser Alexander bereits gemachte Versprechen, die früher mit Rußland vereinigten Provinzen dem Königreich einzuverleiben, erfüllt werden möchte; daß das unter den Befehlen des Cäsarewitsch stehende litthauische Korps, Polen

nicht betrete, und endlich erklärten sie noch, daß es der sehnlichste Wunsch der Nation sey, alle früheren Theile von Polen, welche jetzt unter Rußland stehen, mit dem Königreich Polen vereinigt, und der gleichen Verfassung theilhaft zu sehn. Der Cäsarowitsch versprach, dem Kaiser diese Wünsche empfehlend zu hinterbringen, und zog sich langsam mit den wenigen russischen Truppen nach der russischen Gränze zurück.

Der Kaiser Nikolaus verlangte aber vor allem Gehorsam und Entwaffnung. So forderte er schon am 17. Dezember die Polen zur Rückkehr und alten Unterwerflichkeit auf, und ließ bedeutende Worte gegen die Ursacher des Aufruhrs fallen. Noch deutlicher erklärte er sich aber in einem Manifest vom 25. Dezember, in welchem er mit der gewaltigen Macht Rußlands den Aufruhr der Polen durch einen Gewaltschlag unterdrücken zu wollen erklärte. Dadurch aber ließ sich die provisorische Regierung zu Warschau so wenig irren, daß sie im Gegentheil am 25. Jänner 1831 durch den versammelten Reichstag den polnischen Thron als erledigt, sofort den Kaiser Nikolaus desselben verlustig erklärte. Jetzt war an eine friedliche Ausgleichung nicht mehr zu denken, da die Häupter der Verschwörung keine Nachsicht zu erwarten hatten, und somit entweder siegen oder unkommen mußten. Das ganze Land trat unter die Waffen; freiwillige Gaben flossen reichlich von allen Seiten her; die Silbergeschirre der Reichen und Großen, das Geschmeide der Frauen, und die Glocken von den Thürmen wanderten nach Warschau. Von den letzteren erhielt man in kürzester Zeit so viel Metall, daß hundert Kanonen daraus gegossen werden konnten. Man gab die Hoffnung auf, den großen Zwist friedlich zu schlichten, und rüstete sich allenthalben zu einem blutigen Kampf. Der General Sclapicki aber, der bisher an der Spitze der Armee als unumschränkter Diktator stand, war der Meinung, daß Polen aus eigener Kraft in die Länge nicht Widerstand leisten könne, und dankte daher ab. Sein Nachfolger wurde der Fürst Michael Radziwil. Bei den Russen hatte Feldmarschall Diebitsch, der so glorreich gegen die Türken gefochten hatte, das Oberkommando übernommen, und sich bereits zu Anfang des Jahres 1831 zur Armee begeben, deren Stärke zu mehr als 100,000 Mann angegeben wurde.

Unter ihm kommandirten der General Pahlen I. und II., Rosen, v. Seismar, Witt &c. Am 8. Februar überschritt die russische Armee an fünf Stellen die Gränze des Königreichs Polen, und bemächtigte sich ohne Widerstand der dort angelegten Magazine. Man vermutete sie nicht so bald und so nahe, und war überrascht, aber nicht murkos gemacht. Der Feldzug begann nun sogleich. Am 17. Februar hatte bereits bei dem Städtchen Dobre ein heißer Kampf Statt, in welchem die Polen nach verzweifeltstem Widerstand des Kürzeren zogen, und 400 Mann verloren. Aber am 19. Februar galt es bei Grochow die Entscheidung. Man kämpfte mit Verzweiflung den ganzen Tag und den folgenden, und die Polen thaten Wunder der Tapferkeit. Man konnte zu Warschau von Morgens 10 bis spät in die Nacht das Blitzen des Geschüzes sehn, und die Erde bebte vom Donner desselben. Die Polen behaupteten ihre Stellung, die Russen die übrige. Von beiden Seiten waren Ströme Blut vergossen worden; man suchte von beiden Seiten einen Stillstand, um seine Todten zu begraben, deren viele Tausende waren. Die Russen selbst gaben ihren Verlust zu 2000 Mann an. Po'nische Berichte sagen 7000. Nicht viel weniger aber verloren die Polen, die überdies feindliche Fahnen eroberten, und viele Gefangene machten. Jeder Theil schrieb sich aber den Sieg zu. Allein so viel blieb gewiß, daß die Russen ihre Absicht durch den unerwarteten Widerstand der Polen vereitelt sahen.

Ungeachtet des erlittenen Verlustes bei Grochow, gab der russische Feldherr seinen Plan doch nicht auf, der dahin ging, die Polen über die Weichsel zurückzudrängen, und Praga einzuschließen. Verstärkt mit frischen Truppen, rechnete er jetzt um so mehr auf das Gelingen seiner Absicht, als der rechte Flügel seiner Armee, durch das Korps des Fürsten Schachowski verstärkt, am Einfluß der Waraw in den Bug sich einen Weg über die zwischen Jezg und Nieporent gebahnt hatte, und die Armee nun auf der Straße von Pulusk voranschritt. Es war am 24. Februar, als die Russen und Polen bei dem kleinen Dorfe Bialotenka auf einander stießen, und eine grimmiqe Schlacht sich entspann.

Tausende von beiden Seiten fielen. Infanterie und Kavallerie wurden beiderseits aufgerieben und zerstreut, die Anführer ge-



1. Praga, eine besetzte Stadt, und gleichsam der Schlüssel zu Warschau, mit welcher Stadt sie durch eine eiszerne Brücke verbunden ist. 2. Festungswerke von Praga. 3. Polnische Infanterie. 4. Russische Ulanen.

nach ihrer eigenen Angabe 3 — 4000 Tödt, und eben so groß wurde von Diebitsch der russische Verlust angegeben. Allein er war höchstwahrscheinlich für beide Theile größer; für die Polen aber war die Schlacht von Ostrolenka äußerst nachtheilig, weil sie nicht nur einen großen Verlust an Material, sondern noch besonders die gänzliche Vereitelung des Plans ihres Feldherren, den nachherigen Verlust des Bielgud'schen Korps, das nun ganz abgeschnitten war, und die endlichen offensiven Operationen der Russen auf dem jenseitigen Weichselufer zur Folge hatten. Die Russen waren durch die Schlacht von Ostrolenka wieder Meister des ganzen Landstriches zwischen der Narew und Bug, und zwischen dem Bug und der Weichsel geworden, und die polnische Hauptarmee war durch die beiden letzten Treffen, durch mehrere Gefechte, und die Absendung Wielguds und Eblapowski nach Litthauen, sehr geschwächt worden, und mußte sich von nun an auf die bloße Vertheidigung beschränken.

Während die Polen in dieser schlimmen Lage waren, welche der gewesene Diktator Eblapicki vorausgesehen, und darum immer zum Wegzölicher Beilegung gerathen hatte, litten die Russen an einer Plage, die jetzt bereits eine Geißel der Völker geworden, und so schlimm, oder noch schlimmer als die orientalische Pest ist, an der fürchterlichen Cholera. Aus dem persischen Feldzuge hatten sie diese Seuche nach Georgien und Astrachan, und von da nach Moskau und Petersburg gebracht, wo sie dem Tausend nach Menschen wegraffte. Vergebens war bisher alle Kunst der Aerzte gewesen. Sie wurden selbst, und oft die ersten Opfer derselben. Nun war sie auch in der russischen Armee ausgebrochen. Mit dem erwachten Frühling kam sie zum Vorschein. Diesen fürchterlichen Feind der Russen, mußten nun die Polen ebenfalls fürchten und zu bekämpfen suchen. Jeder Gefangene war mit Grauen und die fürchterliche Seuche mittheilen.

Und dies geschah auch nur zu bald. Anfangs Aprils zeigte sie sich in der Armee und zu Warschau. Man kannte sie anfänglich nicht genau, und das Uebel griff reisend schnell um sich, besonders unter der niederen Volksklasse, wo Schmutz, Unreinlichkeit und Unmäßigkeit gewöhnlich zu Hause sind. Doch wüthete die Seuche in Warschau, wo so viele Gefangene und Verwundete zusammengehäuft waren, nicht so stark, als in Danzig, Riga, Brody ic. Dage-

gen ward der Großfürst Konstantin, der in Wittepsk angekommen war, am 17. Juni, und der Feldmarschall Diebitsch am 27. auffallend schnell von derselben hingerafft. Das schien allerdings ein Gewinn für die Polnische Sache, aber nur scheinbar. Denn seit der Schlacht von Ostrolenka war die Kraft der Revolution gelähmt, und eine allgemeine Schwäche nur zu sichtbar. Man dachte jetzt nur an Vertheidigung, besonders der Hauptstadt, und setzte einige Hoffnungen auf die unter Bielgud nach Litthauen entsendete Heeresabtheilung, und den dort in der Ukraine, in Podolien und Bolkhynien zu organisirenden Aufstand. Allein es ging dort nirgends mehr wie man hoffte und erwartete, und die Generale Bielgud, Dembinski und Eblapowski wurden allenthalben von den russischen Generalen Pahlen, Kreuz, Roth, Kuruta ic. hart gedrängt, wußten sich aber doch mit Beistand der Landeseinwohner zum Nachtheil der russischen Kommunikationen im Feld zu halten, und den Feind durch schnelle Märsche und schnelle Ueberfälle Schaden zuzufügen. Aber der misslungene Angriff auf das bei Willna befindliche Korps des General Kuruta, und der dabei erlittene bedeutende Verlust brachten sie in die größte Gefahr und beschränkten sie auf Selbstvertheidigung, die in der Folge die Auflösung ihres Korps herbeiführte. Die Hauptarmee der Polen aber rückte am 14. Juni wieder in das Feld, ohne jedoch etwas Wichtiges gegen die russische Hauptarmee vornehmen zu können, die einstweilen von dem Generalquartiermeister Graf Toll kommandirt wurde, am 16. Juli aber den Grafen Paskewitsch Erwaniski, der sich im persischen Kriege auszeichnete, zu ihrem Oberfeldherrn erhielt. Sie war nach dem Tode des Grafen Diebitsch nicht müßig geblieben, und hatte bis Ende des Heumonats verschiedene Bewegungen gegen Warschau ausgeführt, auch einige starke Abtheilungen über die Weichsel gesetzt. Alles kündete einen neuen großen Kampf an, und man bereitete sich in Warschau auf eine Weise darauf vor, welche andeutete, daß man die errungenen Vortheile nur mit dem Leben, und dem Untergange Aller aufgeben wolle. Man bot den Landsturm auf: allein er fand sich nur sparsam ein, da die Russen bereits überall das Land wieder im Besitz hatten, und die Nachrichten sowohl aus der Hauptstadt als aus den Provinzen allgemach bedenklich und zweideutig lauteten. Geldmangel, und Mangel an Kriegsbedürfnissen, Krankheiten, welche in den Spi-

tälern und Privatwohnungen die Menschen weggriffen, drückten hart auf Warschau und die Regierung, und nach gerade fanden sich auch die Anzeigen der Uneinigkeit, des Mißtrauens und Verdachtes unter den Gliedern der Regierung so wie im Heere ein; natürliche Gesellschaften von Unglücksfällen, und großer, außerordentlicher Katastrophen, die die Gestalt eines Staates verändern. Dem unerachtet überwand der Patriotismus und der Nationalhaß der Polen gegen die Russen alle Bedenklichkeiten, und gab dem Zaghaftesten einen Muth und eine Kraft der Selbstaufopferung, die selbst dem Feinde Achtung, dem Ausland aber Bewunderung abnöthigte.

Um diese Zeit war beinahe in ganz Europa, Rußland ausgenommen, kein Land, keine Stadt, ja in manchem Lande kein Dörklein, aus welchem nicht milde Gaben an Geld, an Lebensmitteln, Spitalrequisiten in Menge nach Warschau gesandt wurden, so daß hie und da die heimliche Dürftigkeit dabei übersehen, und der Arme im Hause vergessen wurde, um die Bedürftigen an der Weichsel zu unterstützen. Um den fühlbaren Mangel an Aerzten bei den Spitalern und Krankenhäusern zu ersetzen, begaben sich junge Aerzte aus Deutschland, Frankreich u. nach Warschau, und versahen dort den Dienst als Chirurgen oder Aerzte, im Feld und in der Hauptstadt.

Mittlerweile erhielt der Generalissimus durch einen aus Gallizien nach Warschau gekommenen Polen die Anzeige von einem zu Warschau geschmiedeten Komplot, wovon eine Gegenrevolution bewirkt, und Warschau durch Ueberfall den Russen in die Hände geliefert werden sollte. Dem zufolge wurden die Generale Hurtyk, Janowski, Salazki, der Oberst Stupezki, der Kammerherr Femy, und der Kandidat Kessel arretirt und in Untersuchung gezogen. Es fand sich aber gegen die Beschuldigten kein Beweis eines Verraths, und nur dem General Janowski schienen wichtige Dienstfehler zur Last zu liegen.

So standen die Sachen, als der russische Feldmarschall Paskevitch mit seiner ganzen Heeresmacht eine Bewegung vorwärts gegen die Weichsel machte und diese bereits am 11. Juli mit einem Corps von 60 000 Mann bei Bloetz überschritt. Alles kündete die nahe fürchterliche Katastrophe der Entscheidung an, und in Warschau hatte die Regierung und das Heer erklärt, sich lieber unter den Ruinen der stark

befestigten Stadt begraben zu lassen, als wider den Joch unterthan zu werden. Dabei wurde von dem Generalissimus der Polen erklärt, daß ein Uebergang des Feindes über die Weichsel durchaus nicht verhindert werden könne, und Befehl ertheilt, daß jeder Einwohner von Warschau, der sich nicht auf 6 Wochen mit Lebensmitteln versehen könne, aus der Hauptstadt zu entfernen sey. Es war bereits alles, was Waffen tragen konnte, auf Warschau und die Umgegend beschränkt, und von den nach Litthauen, Bollanden, Podolien und der Ukraine, unter Bielgid und Chlapowski entsendeten Korps gingen in der letzten Zeit nur ungünstige Berichte ein. Bielgid und Chlapowski wurden von den Russen an die preussische Gränze gedrängt, und endlich genöthiget, auf dasigen Gebiete Schutz zu suchen. Hier aber wurde General Bielgid von einem polnischen Offizier, der mit einigen versprengten Polen nachgekommen war, in einem Wortwechsel, in Mitte seines Generalstabs durch einen Pistolenschuß getödtet. Der Rest der kleinen Schar, die das preussische Gebiet zu ihrer Rettung betreten hatte, blieb nun unter dem Kommando des Waffengeführten Bielgids, des Generals Chlapowski, der zu Schanitz auf preussisches Gebiet gekommen war, und noch 2000 Mann mit 12 Kanonen betrug.

Die Bewegungen des russischen Feldherrn waren so räthselhaft, und dabei so abweichend von aller gewöhnlichen Strategie, daß die damals darüber in den Zeitblättern gegebenen Nachrichten nur Schlimmes daraus für ihn probhezeiten. Allein Paskevitch täuschte seinen kriegserfahrenen Gegner, dessen beschränkte Mittel er kannte. Am 19. Juli war er mit der ganzen Armee, welche 60 000 Mann stark war, und 70 Geschütze führte, auf dem linken Weichselufer, und seine Vorhut näherte sich am 24. Juli bereits Warschau. Er hatte einige Tage vorher einen verstellten Rückzug gemacht, in der Absicht, den Feind zu einer Schlacht zu bringen: allein der polnische Generalissimus wich ihm aus, und der Uebergang der großen russischen Armee folgte hierauf unmittelbar und so schnell, daß die Polen nicht einmal mehr Zeit fanden, denselben freitig zu machen. Um so eifriger wurden die Befestigungsarbeiten von Warschau betrieben. Um dem arbeitenden Volke mehr Muth und Eifer beizubringen, begaben sich die Mitglieder der Regierung und der verschiedenen Bureauz selbst

dabin, und nahmen an der Arbeit Theil. Ueber 20.000 Menschen arbeiteten in den letzten Tagen des Juli an den Schanzen und Wällen.

Am 1. August entwickelte der russische Oberfeldherr einen Theil seines großen Plans. Er griff die zwischen Kolo und Lowicz stehende polnische Armee so unvermuthet und so schnell an, daß sie eine rückgängige Bewegung gegen Warschau machen mußte, wobei sie bedeutenden Verlust litt. Zwei Tage später kam General Dembinski mit seiner tapferen Schaar in den Wällen von Praga an. Beinahe die ganze Bevölkerung der Hauptstadt war hinausgeströmt, um diese verloren geachtete Schaar, die wie durch ein Wunder sich aus der Gegend von Miga den Weg nach Warschau zu öffnen gewußt hatte, zu bewillkommen. Der Präsident der Nationalregierung, Fürst Czartorinski, ging dem General Dembinski eine halbe Meile weit entgegen und redete ihn mit den Worten an:
„Ihr seid wahrhaftig die lebendige Strafe,
für alle jene, welche durch das schlechte Spiel ihrer Anführer verleitet, das Losungswort Polens: „Sieg oder Tod,“ ver-
lassen haben.“ —

Dembinski hatte binnen 20 Tagen 150 Meilen zurückgelegt. Kein Tag war ohne Kampf. Munition und Lebensmittel mußten erbeutet werden, und sowohl die Nachhut als die Flanken wurden unaufhörlich vom Feinde bedroht und angegriffen. Das ganze kleine Corps bestand aus allerlei Waffengattungen, die beinahe alle beritten waren. Sie mochten einige Tausend Mann betragen und hatten noch 6 Kanonen bei sich. Man kann sich die Freude und den Jubel der Eltern, Geschwister und Freunde denken, die unter dieser Schaar so manchen Theueren, für verloren geachteten, wieder fanden. Diese so wundervoll entkommene Schaar wurde jedoch schon gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft wieder zum Dienst in und um Praga aufgefodert, da die Gefahr mit jeder Stunde näher kam, und die Stunde der blutigen Entscheidung nicht mehr ferne war. Zuvor aber sollte Warschau noch einmal der Welt das Schauspiel geben, was Revolutionen und sogenannte Volksmänner vermögen, wenn sie Macht und Einfluß gewinnen. Ein sogenannter patriotischer Klub, der sich bereits in der ersten Zeit der Revolution gebildet hatte, war schon lange über die Regierung erbittert, weil sie den General Janowski nicht hatte vlnrichten lassen. Auch gegen den Generalissimus war der Klub

erbost und forderte seine Absetzung. Am 15. August Abends nach 8 Uhr drang ein Haufe Böbels in das Schloß, ermordete die dort befindlichen Staatsgefangenen in ihren Zimmern, und hing sie dann bei den Füßen an die Laternenpfähle, ging dann in die Wohnungen mehrerer bereits freigesprochener Individuen und nach dem Arbeitshause und ermordete dort mehrere Gefangene. So verloren in jener Nacht 35 Personen, worunter 3 Generale, der Kammerherr Jenschin, und eine russische Dame, das Leben. Des anderen Tages wurde ein eingebrachter verwundeter russischer Rittmeister barbarisch ermordet, und der Oberschulaufscher Ramezki an den Laternenpfahl gebangen. An die Stelle des bisherigen Generalissimus, wurde Prondzinski zum Chef der Armee ernannt, und General Krukowiczki zum Präsidenten der Regierung. Diesen Greuelthenen war unmittelbar ein für die Polen nachtheiliges Kavalleriegefecht vorangegangen, welches die gänzliche Einschließung von Warschau zur Folge hatte.

Am 5. September forderte der Oberfeldherr der Russen die Stadt Warschau und die dortigen Zivil- und Militärbehörden zur Uebergabe und unbedingten Unterwerfung auf, und sicherte dagegen Verzeihung und Amnestie zu. Allein dieser Antrag wurde verworfen. Man rückte am 6. mit Tagesanbruch die russischen Angriffskolonnen heran, und stürmten zuerst vier Schanzen die vorwärts lagen, so wie die erste Reihe von Verschanzungen, die Warschau umgaben, und von welchen Wola, gleich einem Fort, regelmäßig besetzt war. Nun war noch eine zweite Reihe Schanzen, und ein breiter, mit Bastionen versehener Graben um die Stadt selbst, übrig.

Die Polen hatten jeden Schritt breit Erde mit außerordentlicher Tapferkeit verteidigt; die Russen entflammte Rache über die vielen erlittenen Verluste und die Gegenwart des Oberfeldherrn. Ströme von Blut wurden vergossen. Am frühen Morgen des 7. Septembers sollte die Vollendung der Blutarbeit beginnen. Durch Parlamentaire suchte die Warschauer Regierung den Sturm aufzubalten, und wirklich war Stillstand bis Mittags 1 Uhr. Allein jetzt befaß Paskevitch den Angriff. Er war fürchterlich, die Vertheidigung verzweifelt, und das Blut floß in Strömen. Tausende fielen von beiden Seiten, doch der Angreifer mehr als der Angegriffenen, welche hinter Mauern, Wällen und Schanzen fochten. In den Gärten

und Gräben schlug man sich Mann gegen Mann und nur die Nacht machte dem Gemekel ein Ende. Bereits waren russische Bataillone innerhalb der Stadt die an mehreren Stellen brannte. Es kamen Abgeordnete und suchten um Schonung. Sie ward zugesichert. Am 8. September zogen die russischen Garden in Warschau ein. Mehr als 6000 Gefangene, und über 100 eroberte Kanonen waren der Preis des vielen vergossenen Blutes. Die Reife der polnischen Armee von Malachowski kommandirt, zogen nach Bloetz, um dort des Kaisers Befehle über ihr künftiges Schicksal zu erwarten. Die Glieder der Regierung, die Klubisten, und alles was in Warschau vor der Katastrophe Einfluß ausübte, waren bereits früher nach

Krakau geflohen, von wo aus sie durch eine Menge von Berichten über angebliche Siege das Volk irre zu leiten suchten, nachdem die fatale Entscheidungsstunde bereits geschlagen hatte. General Komarino, der auf dem rechten Weichselufer mit einem bedeutenden Korps noch zu Gunsten der großen Armee operiren sollte, wurde abgeschnitten und von den Russen an die Gallizische Gränze gedrängt, wo er mit 16.000 Mann Infanterie und Kavallerie Schutz suchte, und entwaſſnet wurde. So traurig endete die polnische Insurrektion, nicht ganz ohne Schuld der unter sich selbst uneinigen Häupter, die noch in den letzten Tagen die Greuel der ärgsten Barbarei nicht verhindern konnten.

Erzählungen und Anekdoten.

Die Noth macht erfinderisch.

Ein Bader der bei Sang und Klang
 Gar wohl zu zechen wußte,
 Den mancher Wirth oft tagelang
 Bei sich verpflegen mußte.

Kam eines Tags berauscht von Wein
 Zu Haus nach langem Schwärmen;
 Noch war er nicht zur Thür hinein
 Ging er schon an zu lärmern.

Gleich nahm die Frau ihn bei der Hand,
 Führt' ihn hinein in's Zimmer;
 Und dachte: warr' in diesem Brand
 Entwischest du mir nimmer.

Sie machte Schloß und Riegel zu,
 Nun konnt' er nicht entkommen;
 Befahl ihm noch die strengste Ruh'
 Bis sie wird wieder kommen.

Da er sich nun so einsam fand,
 Warf er sich ohne Kummer
 Auf's Bett, das in der Stube stand,
 Und fiel in einen Schlummer.

Doch plötzlich schlug mit lautem Schrei
 An's Fensterlein, und fragte
 Ein Herr: „ob er der Bader sey?“
 Der gähnend „ja“ ihm sagte.

So macht mir nur die Thüre auf,
 Ihr müßt mich schnell barbieren,
 Denn ich soll mich im strengsten Lauf
 Dem Fürsten präsentiren.

Doch jener streckt sich lang und breit,
 Spricht: ich kann jetzt nicht dienen,
 Auch seyd ihr wohl zur rechten Zeit
 Heut' nicht bei mir erschienen.

Denn ich kann nicht zur Thür hinaus,
 Mein Weib hat sie verschlossen,
 Sonst wär' ich selbst wohl nicht zu Haus,
 Schon längst hat mich's verdrossen.

Drum lehr'et nur beim Nachbar ein,
 Er wird den Bart euch schinden;
 Ihr könnt', wenn er nicht da sollt' seyn,
 Ihn dann im Wirthshaus finden.

Jetzt wendet er den Rücken her
 Um sich's bequem zu machen,
 Der Herr erhielt keine Antwort mehr,
 Ging fort und mußte lachen.

Er suchte nun den Nachbar sich,
 fand nicht wo er logirte,
 D'rauf suchte er ganz fürchterlich,
 Weil ihm so was passirte.

Tief dann zurück in voller Hast
 Die Thüre einzuschlagen,
 Und kam wohl ohne Athem fast
 Den letzten Rath zu fragen.

Der Bader sprach: „ach! schonet mich,
 „Gewalt laßt uns vermeiden,
 „Mein Weib würde mich sicherlich
 „Nicht mehr im Hause leiden.“

n was auf die
 über ansteh
 in lachen, nach
 unde hermit gä
 rino. Der auf den
 a bedruckten Bes
 Amme sprang
 nd von den Füße
 sching, wo er sich
 Knallende Schreie
 Es waren aber
 nicht gewöh
 slingen dieses bei
 die Gestalt in
 dem konnte.

sich lang an
 te nicht diese
 nur rechte Zu
 rühren.

vor die Fü
 erschließen
 wend nicht so
 's orthogon.

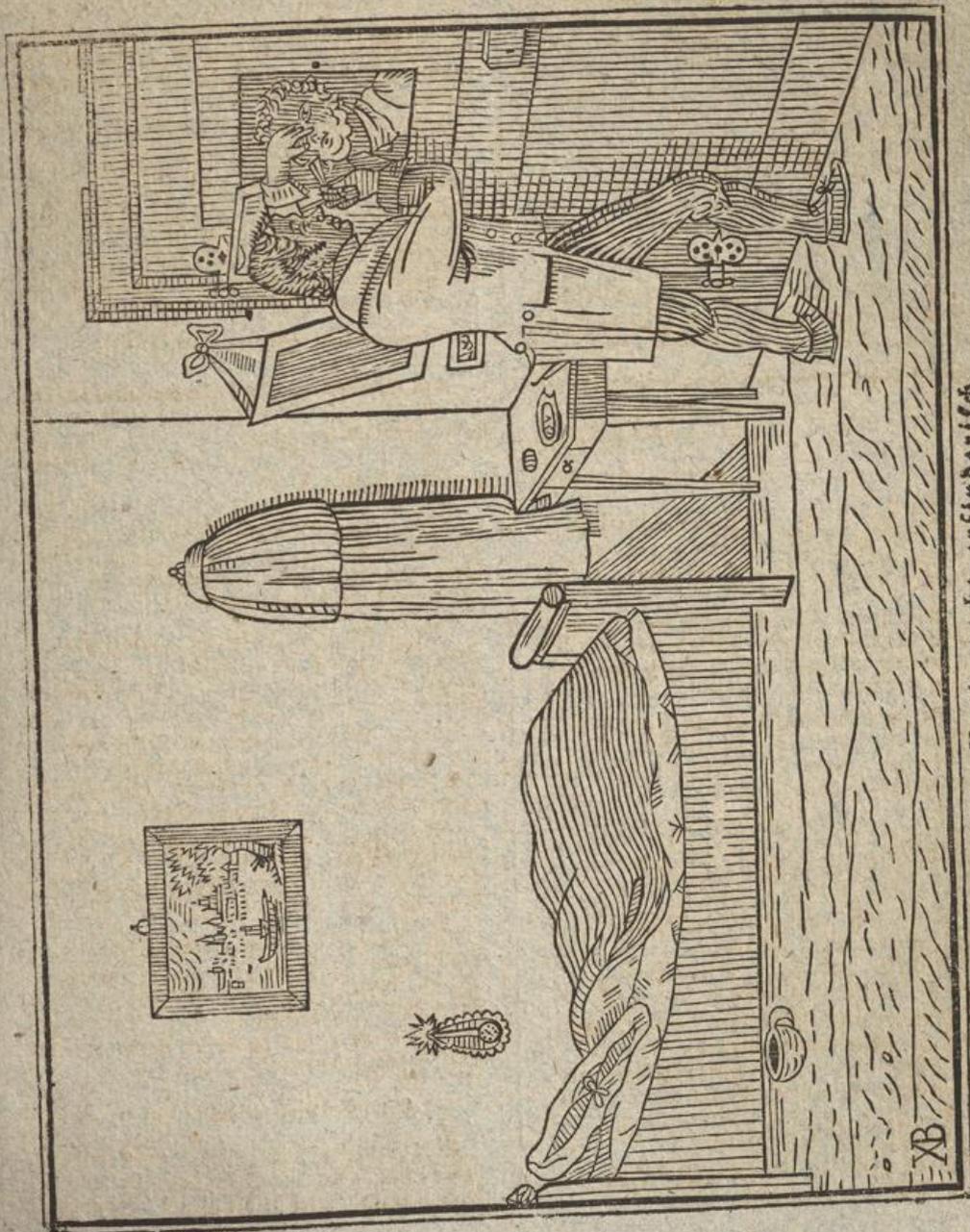
beim Rückwärt
 ch schinden:
 nicht da soll
 hand haben.

e Rücken in
 anchen.
 Horner nicht
 lachen.

Nachbar ist
 etc.
 Fürstlich
 etc.

voller hat
 n.
 dem ist
 agern.

ach! Schon ni
 eiden.
 ch höchlich
 elden.



Die Roth macht erfinderisch.

„Drum steckt den Kopf durch's Fensterloch,
 „Das hoffentlich wird passen;
 „Es hat im Rauch der Bader doch
 „Die Kundschaft nicht verlassen.“

Dies that er auch, und rieth ihm noch
 Mit Lachen dann beim zahlen:
 „Er möchte sich dies Fensterloch
 „Fortan zum Schilde malen.“

Merkwürdiges Attestat.

In unserm Lande, nämlich im Badischen, besteht ein Gesetz, wornach auf Viehmärkten jedes Stück Vieh mit einem Schein über seine Gesundheit versehen sein muß, welches der Ortsvogt auszustellen hat. Ein gewisser Lehrer B. in B. führte nun am 4. August 1830 eine rothe Kuh auf den Markt nach Radolpshausen, und ließ sich deshalb von dem Ortsvorstand in B. ein Zeugniß ausstellen, welches so lautet:

„Der Joseph B. Lehrer dahier führte eine rothe Kuh auf den Markt nach Radolpshausen, als wird von dem Ortsvorstand bezeugt, daß alles Vieh Gott sei Gedankt frisch und gesund, und von keiner Viehkrankheit im Mindesten Nichts befallen ist, so kann, ungeachtet ein Gesundheitszeugniß ausgestellt werden.“

B. am 4. August 1830.

Vogt M.

Sonderbare Rechnung eines Gastwirths.

Auf einer Reise der kurfürstlich Badischen Gesandtschaft zu einem Kreisconvent in Esslingen, kehrte sie am 23. Oktober 1804 in der ehemaligen freien Reichsstadt Pf. in der dasigen Post an, und blieb dort über Mittag. Nach geendigter Tafel ließ sich der Gesandtschafts-Sekretär von dem Wirthe, dem damaligen Bürgermeister Joh. Georg St. die Rechnung geben. Der Herr Gastgeber wartete: sogleich damit auf, wie folgt:

„Kurfürstlich Badische Gesandtschaft besteben über Mittag zu verzeihen

3 fl. 4 fr.

gehorsamsten Dank bezahlt.

Pfullendorf den 23. Oktober 1804.

Jo. Georg St.

Signalement eines Mantels.

In einer Amtsstadt am Bodensee hat ein zeitlicher Amtsverweser auf geschriebene Anzeige der Entwendung eines Mantels das öffentliche Ausschreiben ergehen lassen:

„Dieser Mantel ist zwei Jahre alt n. s. w.“

Er scheint dabei die Meinung gehabt zu haben, daß der Mantel an dem Alter eben so gut zu erkennen sey, wie ein lebendes Geschöpf, hat jedoch dabei außer Acht gelassen, daß es bei derartigen Gegenständen mehr auf den starken oder minder starken Gebrauch, als auf das Alter ankömmt.

Aufwand bei Vermählungen.

Bei der Vermählung Herzogs Wilhelm des Jüngern von Bayern, brachten die geladenen Gäste im Jahre 1568 nur allein an Pferden 3534 Stück mit, welche alle frei gehalten werden mußten.

Als Wilhelm von Rosenberg, einer der reichsten Herrn in Böhmen, sich mit der Markgräfin Anna Maria von Baden im Jahre 1578 vermählte, dauerte das Hochzeitsfest vom 26. Jänner bis zum 1. März desselben Jahres. Dabei wurden verzehret:

a) 40 Hirsche; b) 50 Dammhirsche; c) 20 Stück Reh; d) 2130 Hasen; e) 250 Stück Fasanen; f) 30 Auerhähne; g) 2050 Rehbühner; h) 150 gemästete Dörsen; i) 546 Kälber; k) 654 Schweine; l) 450 Schöpfen; m) 5135 Hänse; n) 3106 Kapannen, Vögel und Hühner; o) 18 120 Stück Karpfen; p) 10,209 Hechte; q) 6380 Forellen; r) 5200 Schock Krebse; s) 7096 Stück verschiedene geräucherter Fische; t) 350 Stockfische; u) 1200 Seespäßen; v) 657 Bricken; w) 300 Seidel Grundeln; x) 780 Heringe; y) 4 Hausen; z) 30 947 Stück Eier.

Man trank von Ungarischen, Tyroser, Oesterreicher und Rheinwein 1100 Eimer; spanische Weine, die man zu selbiger Zeit als Apothekerwaaren ansah, 40 Tonnen; dann böhmisches Bier 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Haber.

Kuriose Liebesbezeugungen.

Eine Frau hat sich in Paris aus dem dritten Stockwerke auf die Straße gestürzt und ist gleich gestorben, weil sie die Liebesbezeugungen

noch russischer Weise von Seiten ihres Mannes nicht mehr ertragen konnte.

Und wie sind denn die Liebesbezeugungen in Russland? So: Wenn die Frau eines gemeinen Russen nicht ein- oder zweimal in der Woche, je nachdem es Hausfrau ist, abgeprügelt wird, fühlt sie sich unglücklich, weil sie diesen Mangel an ehelicher Aufmerksamkeit, der erloschenen Zärtlichkeit ihres Mannes zuschreibt, und sie gibt sich alle Mühe um ihn eifersüchtig zu machen und ihn dahin zu bringen, daß er sie wieder eratsmäßig und mit neuerwachter Liebe durchprügelt. — Ländlich, stülisch.

Kräftige Resolution des Kardinals von Schönborn über das von Seiten des Stadt-Magistrats in Meersburg eingelegte Verbot, die Weintröster nicht an Auswärtige, sondern an dortige Kiefer verkaufen zu dürfen.

Am 29. October 1741 erließ der Fürstbischof Cardinal von Schönborn in dem bezeichneten Betreff folgende Entschliesung:

Diese Abschlagung ist impertinent, und sind wir dergleichen nicht mehr gewärtig, sonst werden wir wissen, was wir zu thun haben. Wir verbieten bei 100 Reichsthaler Strafe, daß der Stadtrath sich nicht verüben solle, diesen Leuten die geringste Hinderniß in Weg zu legen. Ist nicht impertinent? Uns vorzuschreiben, was wir mit dem Unrigen thun sollen, und wie kann eine Municipalsstadt sich einfallen lassen, *statuta sine confirmatione principis* zu machen, und die Freiheit sich einbilden, daß sie auch sogar den Fürsten durch ihre sogenannten *statuta* binden wollen: man treibe es mit Uns nicht zu weit, wir lassen uns Nicht von einem Municipalsadtrat in unsere landesfürstliche Sobeit greifen, und wissen gegen solche *Impertinenzien* artige Mittel.

Neue und alte Schuhe.

Ein abgesetzter Landrichter fragte die Banern, wie sie mit ihrem neuen Landrichter zufrieden seien? „Je nun,“ sagte ein Bauer, „neue Schuhe drücken.“ Ein anderer setzte schnell hinzu: „Die alten thaten's auch, wenn wir sie nicht schmierten.“

Die Verwechslung.

Ein Bauer, dessen Hütte zwei Stunden von seinem Pfarrer entlegen war, brachte ein neugebornes Kind zur Laufe. Als der Herr Pfarrer die heilige Handlung verrichten wollte, und dem Kinde das Lüchelchen vom Kopfe lösete, sah er den Kopf ganz mit Haaren bewachsen. Was ist denn das? sprach der Pfarrer, das kann ja kein neugebornes Kind seyn, was bringt ihr mir denn daher? Ey wohl, sagte der Bauer, das muß ich besser wissen, es ist ja mein Kind! Als er aber das Kind recht betrachtete, fand er den Irrthum. Cackelot Geratter, ihr habt euch vergriffen, und den fertigen, (vorjährligen) genommen. Es ist der Hanserl. Ey, ey, sey der Herr Pfarrer nicht böse, wir haben vor Freude zu tief ins Glas geguckt, und satt des neuen Bubens den alten erwischt; wollen gleich den rechten bringen.

Der kleine Magen.

Einst hat ein armer polnischer Jude einen reichen Israeliten, er möchte ihm erlauben, bei ihm zu Mittag zu essen, und da er wußte, daß der Reiche ein Geizhals sey, sagte er: Perken nicht erschrecken, einen Magen hab ach wie an klanes Kind. — Man behielt ihn bei Tische, und er ließ sich's wohl schmecken. Da verminderte sich der Reiche und sagte: Hör, du bist ja gesagt, du habbst ein Magen wie an klanes Kind. — So wohl, antwortete der Jude, und der Magen wird doch groß genug seyn, wenn er ist so groß wie an klanes Kind.

Der arme Student.

Ein armer Student, der sein Vaterland einmal wieder gern sehen wollte, reiste mit sehr magerem Beutel dahin, verließ sich auf die Vorsicht Gottes, und auf die christlichen Wirthe. — Ungeachtet er so ziemlich durchkam, so konnte er doch nicht mit seinem Capital auslangen; satt hatte er sich auch nicht gegessen, folglich beschwerten sich schon seine Küße. — Heute will ich mir's im nächsten Wirthshause schmecken lassen, dachte er bei sich, und mein Verstand, oder onte Worte werden mir beim Wirth oder der Wirthin durchbelfen. — Er ließ sich gut tractiren. Nach dem Essen fing er mit dem Wirth allelei Gespräche an, unter

andern fragte er ihn: ob Lebensstrafe darauf sey, wenn ein Edelmann einen Bauern todt präuzelte; nach Umständen, erwiederte der Wirth; und deducierte ihm das nach der Quere und der Breite. — Aber Dorfeigen werden wohl hier nicht geachtet? Es hat sich wohl; darauf ist zwei Thaler Strafe, und das mit Recht. — Gut, das ist billig; so sey er Herr Wirth so gut, und gebe er mir eine Ohrfeige für die Zechen, und das Uebrige an baarem Gelde heraus, denn ich habe keinen rothen Pfennig mehr, ich bin ein armer Student, und will meinen alten Vater besuchen. Was, Halunke! rief der Wirth, mit solcher Münze willst du mich zahlen? herunter mit dem Rocke, oder ich lasse dich ins Loch sperren. — Herr Wirth, sey er kein Knopf, und brauch er Respect gegen einen Studenten; versteht er denn keinen Spaß? Es was Spaß, mit ihm lohnt sich's auch zu spaßen, sagte der Wirth, gezahlt, oder ich will ihm gleich sagen wie ich heiße. — Herr Wirth, sagte der Student, jetzt wird die Geduld bald über die Gränze seyn. Reiz er er mich nicht, sonst soll er mir wie ein Haase laufen! Pos Sapperment, sagte der Wirth, indem er sich auf den Banst schlägt, ich lachen, vor einem Kerl wie er? Nicht viel Lärmen Herr Wirth, es glit die Zechen. Doch Herr, das will ich sehen, erwiederte schäumend der Wirth, wer mich von der Stelle bringen wird. Das soll er gleich sehen, was ein Student für ein Patron ist, der Hira im Kopf und Mark in den Knochen hat. Einen Sprung, und weg war der Student. Der Wirth in vollem Galopp nach, und schrie: Spizhuben, Spizhuben! Die Bauern laufen zusammen, und der Student bleibt ruhig bei ihnen stehen, und begibt sich in ihren Schutz. Der Wirth hat mit mir um die Zechen gewettet, wenn ich machen kann daß er wie ein Haase vor mir läuft, das habt ihr Freunde selbst gesehen, und nun schilt er mich einen Spizhuben! Ist das nicht Sünde, mit einem armen Menschen so zu verfahren? Die Bauern lachten den Wirth aus, und endlich lachte der Wirth auch, und sagte: Vor euch studierten Beuten muß man sich hüten, geh er zum Teufel!

Das Liebesbriefchen.

Da Friedrich der Große einst mit dem Potsdager heftig beschwert war, und 4 Wochen nicht aus der Stube gehen konnte, durfte auch sein

Kammerdiener, Michaelis, nicht von seiner Seite. Dieser hatte nun in Potsdam ein Mädchen, das er vorher öfter besucht, und das sich wegen seines langen Ausbleibens in einem Briefen, das sie ihm zuschickte, wüste, beklagt hatte. Der Kammerdiener nahm die Gelegenheit in Aht, wann der General Ventulus beim König seyn würde, seiner Geliebten zu antworten. Das nächstemal also, als dieses geschah, setzte er sich im Vorzimmer nieder, und schrieb an sein Mädchen folgende Zeilen:

Mein liebes Pieschen!

„Da mein alter Knurr- und Brummhär schon seit vier Wochen das Potsdager hat, so bin ich nicht im Stande gewesen, Dich zu besuchen. Sobald ihm aber Gott wieder Gesundheit schenkt, will ich gleich zu dir kommen.“

Michaelis.

Kann hatte er seinen Namen unterschrieben, so rief der König. Geschwind legte er das Briefchen zusammen, steckte es ein, und folgte dem Rufe seines Monarchen. Hier mußte er Holz am Kaminfeuer anlegen, bei welcher Arbeit er so unglücklich war sein Billet zu verlieren, ohne es zu bemerken. Der König hob es geschwind auf, und nachdem Michaelis fort war, befahl er dem General, ihm solches vorzulesen. Dieser mußte gehorchen, ob er gleich befürchtete, daß der König sich über die dreifachen Ausdrücke, die er beim ersten Blicke in demselben bemerkte, ärgern würde. Dies war aber jetzt der Fall nicht; sondern er belachte und belustigte sich eine Weile an dem komischen Sinne des Briefes. Hierauf rief er den Kammerdiener, der bereits seinen Verlust bemerkt hatte, und vor Schrecken halb todt war. Als er sich dem König genähert hatte, fragte ihn dieser, ob er der Verfasser des gefundenen Briefes sey? — Ja, Euer Majestät, aber bei Gott! ich meinte es nicht böse. — Das bin ich überzeugt, und deswillen, und weil du dich des Ausdrucks bedient hast, daß mir Gott Gesundheit verleihen möge, schenke ich dir 50 Dukaten; hättest du aber geschrieben, daß mich der Teufel holen sollte, so bekämest du 100 Prügel.

Die Romanze.

Ein Schusterjunge ging neben einem Tied Ochsen her, und sang vor sich hin die Romanze aus Meubis Joseph: Einst zog ich an meiner Brüder Seite u. s. w.

Bestands-Szene.

Frau von M^{***}. Aber lieber Mann, wie kannst du dich so schnell zu einer Reise entschließen?

Herr von M^{***}. Laß mich; meine Seele kennt keine Freude mehr, ich muß mir Ruhe und Gesundheit suchen! Der Herr von G. in München wird mir helfen. Er kann alle Krankheiten heilen. Leb' wohl, wir sehen uns bald wieder. — Du bleibst doch hübsch allein?

Frau von M^{***} schlug die Augen nieder. Beide umarmten sich, und Herr von M^{***} reiste ab. — Nach Verlauf von einer Woche kehrte Herr von M^{***} wieder zurück. Froh und mit zärtlichen Küssen empfing ihn sein Weibchen. Er erzählte ihr, was er auf seiner Reise seltsames gehört und gesehen habe. Besonders rühmt er ihr die herrlichen Gaben des Herrn von G. in M. Sie wendete alle Kunstgriffe einer zärtlichen Sarrin an, um die Ursache seiner Reise zu erforschen; sie bat, sehte, weinte, warf ihm Käthe vor, und erhaschte so das Geheimniß seiner Reise.

In der festen Meinung, daß mich der Herr von G. gewiß auch von meiner Eifersucht, die ich gegen dich begre, befreien würde, reiste ich nach München. Ich kam zu dem Arzte, stellte ihm meine Noth vor, und sagte weiter, da der Ruf von seinen Universalmitteln auch bis zu mir erschollen sey, so hätte mich dies einzig bewogen, diese weite und kostspielige Reise zu unternehmen, um mich von ihm belehren zu lassen, ob mein Verdacht gegründet, und ich ein H — n sey oder nicht! Der Herr v. G. sagte so gleich zu mir: Nichts ist leichter als dies, sind Sie ganz ohne Sorgen; Ihre Krankheit soll bald gehoben seyn. Ich will Ihnen hier ein Fläschchen mit einem gewissen Liqueur mitgeben, den Sie bei Ihrer Rückkunft, in dem Augenblicke trinken müssen, wenn Sie sich mit Ihrer Frau schlafen legen wollen. Ist Ihnen die bewusste Ehre der Krönung wiederfahren, so sind Sie am Morgen in einen Kater verwan delt.

In einen Kater! — rief Frau von M^{***} mit einiger Herabstigkeit aus, der aber doch das böse Gewissen ein Kreuz machte. Nun dafür denk' ich sollst du sicher seyn!

Wie konntest du so was von mir denken, liebes Männchen? ich betheure dir heilig — Und trotz der Betheuerung trank er doch sein Fläschchen aus, nahm sein Weibchen, ging

zu Bette, und überließ sein Schicksal der Nacht. Nach einigen Stunden wirkte das Fläschchen, der Liqueur wiegte das liebe Ehepaar in sehr wollustreiche Empfindungen und überraschte sie aufs angenehmste. Lang waren sie dieser Freude entwohnt. Ihre Entzückungen waren weit süßer, als die Feyer der ersten Nacht. Sie schliefen ziemlich spät ein, und beide segneten den Grafen und seinen herrlichen Liqueur.

Frau von M^{***} als ein gutes Hausmütterchen, stand Morgens am ersten auf, zärtlich besorgt, ihr Männchen nicht aus der sanften Ruhe zu wecken. Schon wollte der Morgen seine Stunden an den Mittag übergeben, und Herr von M^{***} war noch nicht auf.

Frau von M^{***} ging an das Bette um ihn zu wecken. Aber Welch ein Schreck! An ihres Mannes Stelle lag ein Kater. Mit ängstlicher Stimme rufte sie nach ihrem Manne umher, erleicht' und erschreckt, Abndung und Schmerz machten ihre Glieder wie Espenlaub zittern. Aber Kater blieb Kater, und's Männchen war fort. Im Schmerz umarmte sie gar den Kater, und jammerte: „O ich Unglückliche, wie hart muß ich büßen, für die einzigen zweimal, die ich dir untreu war. Verwünschter Direktionsrath, daß du mich zwangst! Gefährlicher Lieutenant mit deinen zärtlichen Süßigkeiten, mit deinen Thränen, mit deinen Schwüren; nun kann ich das Bittere auskosten. O der unglückliche Augenblick, wo mich deine Pleb-fosungen meine Pflicht verassen ließen! Hät' ich das denken können, daß diese Schwachheit dich verkatern sollte, armer, armer Mann! Und diese Nacht — o ihr Andenken macht mich untröstbar, so süß, so süß.“ — Der Kater blieb Kater, aber der Mann kroch unter dem Bette vor — „Ah Madam!“ sagte er, „seht hin ich also dein lieber, dein armer Mann; der Direktionsrath, der Lieutenant, gar also zwei?“ — Und das arme hintergangene Weibchen warf sich ihrem Manne um den Hals, weinte helle Thränen in seinen Busen, und that das heilige Gelübde ihrer künftigen Treue.

Auflösung der Räthsel.

1. Nur eine, aber Jeder meint, er habe sie.
2. Das 2 — Michael u. Lorenz.
3. Weil sie nicht Frauengassen helfen.
4. Daß sie jung schreiben.
5. Der Häring, es wird aus ihm ein Rüdling.
6. Der Todtengräber.
7. Die Einnahmen.
8. Mit den Hühneraugen.
9. Der Fleiß.
10. Immer.
11. Ein leeres Nest.
12. Ehrabschneider u. Deutelschneider.